



DAS STERN-GESPRÄCH

„Man kommt durch den Faktor Flirt weiter“

Bettina Böttinger
ist eine herausragende
TV-Moderatorin.

Der Sprung ganz nach oben aber blieb ihr verwehrt.

Ein Gespräch über Frauenbilder, Männerbünde und
die Homophobie der Gesellschaft

Von Vivian Alterauge und Judith Liere; Fotos: Tim Fulda



**Bettina Böttinger
auf der Couch in
ihrem Kölner Loft.
Am kommenden
Montag wird sie
60 Jahre alt**

Der Regen peitscht vom Kölner Himmel, Bettina Böttinger steht unter einem Schirm mit Schäfchenwolkenmuster. Vor dem Gespräch muss sie noch schnell eine Kampagne für benachteiligte Mädchen bewerben. Sie ist gut drauf, schwatzt hier und da, lacht ihr breites Böttinger-Lachen. Dann geht es schnell zu ihr nach Hause. An ihrer Tür steht kein Name neben der Klingel, nur eine Nummer; seitdem ihr einmal eine Stalkerin im Treppenhaus entgegen sprang. Die Schuhe solle man doch bitte anlassen, alles andere sei spießig. Dann führt sie durch ihr Loft, eine beachtliche Sammlung an Malerei und Skulpturen, selbst im offenen Kleiderschrank hängt ein Bild. Am 4. Juli wird Böttinger 60 Jahre alt, ihr halbes Leben schon talkt sie in verschiedenen Formaten für den WDR. Zeit für ein ehrliches Gespräch.

Frau Böttinger, wäre Ihre Karriere anders verlaufen, wenn Sie ein Mann wären?

Völlig anders. Als ich beim WDR anfang, habe ich gedacht: Wow, alles ist möglich. Ich habe schnell Karriere gemacht, war die jüngste Redaktionsgruppenleiterin. Von einer gläsernen Decke habe ich nichts gemerkt, im Gegenteil. Hansjürgen Rosenbauer, damals Kulturchef im WDR, sagte zu mir: „Sie sind der Phänotyp Frau, den wir brauchen.“ Ich habe schon verstanden, was er meinte. Ich war ungebunden, hatte keine Familie, ich war unbegrenzt belastbar und kannte aus lauter Freude keinen Feierabend. Ich habe das als Kompliment aufgefasst.

Klingt alles vielversprechend. Wie ging es dann weiter?

1993 bin ich mit der Talkshow „B. trifft ...“ aus dem Nachrichtenjournalismus in die Unterhaltung gewechselt. Ich hatte meine Planstelle als Leitende Redakteurin, aber keinen richtigen Arbeitsplatz in der Abteilung, keine richtige Sekretärin, kein Büro. Ich war eine Königin ohne Reich. Plötzlich gingen die Kollegen und Kolleginnen anders mit mir um.

Und das wäre bei einem Mann nicht so gewesen?

Es war damals schon bekannt, dass ich mit Frauen zusammenlebte. Da

kriegte ich plötzlich Bemerkungen an den Kopf geworfen wie die einer Kollegin: „Von sogenannten Frauen wie Ihnen lasse ich mir nichts sagen.“ Da kamen richtig böse Attacken.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Ich habe die Flucht nach vorn angetreten und meine eigene Produktionsfirma gegründet. Meine Sendung lief ja so gut, die wollte ich nicht aufgeben. Ich war die Erste, die das beim WDR gemacht hat. Und als ich dann ganz draußen war, wurde es richtig übel.

Inwiefern?

Frühere Kollegen grüßten mich nicht mehr, Flugblätter gegen mich machten die Runde, Gewerkschafter nannten mich eine Moderatorin und Produzentin, die den Hals nicht vollkriegen kann. Dabei war mehr Geld wirklich mein letzter Beweggrund. Ich wollte weg von diesen ständigen Anfeindungen beim WDR. Heute ist es völlig normal, Talkformate extern zu produzieren, aber vor 22 Jahren war das einfach neu. Dazu kam das von einer Frau, über die man sagte, die ist selbstbewusst, die weiß, was sie will, und die will eben jetzt noch mehr.

Lief es besser, als Sie Ihr eigener Chef waren?

Ich konnte mir meine Kollegen selbst aussuchen, arbeitete mit einem tollen, solidarischen Team. Das war in den folgenden Jahren eine sehr wichtige Stütze. Aber ich habe immer gemerkt, dass ich darum kämpfen musste, beim Sender anerkannt zu werden.

Warum?

Wenn man als Frau im Berufsleben erfolgreich sein will, gibt es bis heute eine unausgesprochene Gepflogenheit: Man kommt durch den Faktor Flirt weiter. Sehr viele ältere Männer in Führungspositionen sind da empfänglich. Das hat nichts mit Besetzungscouch zu tun, sondern ist der ganz normale Umgang. Nur war mir diese Währung Flirt verwehrt, das wäre ja unglaublich gewesen.

Weil Sie lesbisch sind.

Das machte mich für die männlichen Hierarchen ziemlich uninteressant. Im Berufsleben braucht man immer Förderer, egal, ob man drin ist oder draußen. Oder Förderinnen, aber die gab es damals nicht auf den hohen Positionen. Ich erin-



„Ein Plasberg wäre nicht für Jauch verjagt worden“

nere mich noch, 2007 wurde Monika Piel Intendantin beim WDR, und flugs machte das Gerücht die Runde, wir hätten ein Verhältnis. Es gab keine Zweifel, dass Piel seit Jahren glücklich mit Radiomoderator Roger Handt verheiratet war. Aber es ist so typisch, dass so was auftaucht. **Wenn Frau Piel Frauen zugewandt wäre, hätten Sie das zumindest mal zu Ihren Gunsten nutzen können.** Gehütet hätte ich mich!

Aber als flirtbereite Heterofrau hätten Sie es leichter gehabt?

Ich kann nicht beantworten, ob ich den Flirt auch wirklich als Mittel eingesetzt hätte. Es gab zum Glück trotzdem Männer, die mich respektierten. Der ehemalige WDR-Intendant Fritz Pleitgen sagte mir einmal: „Es ist Ihnen klar, dass Sie Chefredakteurin geworden wären, wenn Sie geblieben wären.“



So richtig schwer hatten Sie es dann also doch nicht.

Manche Männer reagierten schon regelrecht aggressiv auf mich. Ich habe mitbekommen, dass ein Kollege von mir nur als „Herr Böttinger“ sprach. Der Fernsehdirektor grüßte mich nicht und zeigte deutlich seine Antipathie. Das hat mich persönlich verletzt. Als vor zehn Jahren der „Kölner Treff“ auf Sendung ging, sagte ein Hierarch in einer Sitzung: „Frau Böttinger hat ihre Zukunft hinter sich. Sie weiß es nur noch nicht.“ Beim WDR gab es jahrelang ein Bashing gegen mich. Und so bin ich immer beim Talk im dritten Programm hängen geblieben.

Sie empfinden das als Hängenbleiben?

Damals schon. Heute freue ich mich, dass ich eine der erfolgreichsten Sendungen im WDR mache. Aber: Unter normalen Umständen hätte da noch etwas kommen müssen. Zum Beispiel in Richtung politischer Journalismus. Aber über lange Strecken kam da nie irgendwas. Das hat sich zum Glück in den letzten Jahren geändert.

Hatten Ihre Feinde beim WDR ein Problem mit selbstbewussten

Böttinger mit ihrer Zwerggrauhaardackel-Dame Finchen, 5. Die sei auch eigen, kenne aber keine schlechte Laune

Frauen, oder war das offene Homophobie?

Das war ganz klar homophob. Die Zeiten waren ja anders. Keiner von denen ist mehr im Amt, und wir hatten inzwischen schwule Bürgermeister, einen schwulen Außenminister und haben eine Umweltministerin, die mit einer Frau zusammenlebt. Das nimmt man heute hin.

Kurz vor Ihrem Abitur 1975, als Sie Ihre erste Freundin hatten, war die Stimmung eine andere.

Das war richtig hart. Ich wäre deswegen fast von der Schule geflogen. Kurz vorher gab es einen Prozess gegen ein lesbisches Paar, das den Mann der einen umbringen ließ. Die sogenannten Mörderlesben waren ein gefundenes Fressen für die Boulevardpresse. Homosexualität war so negativ besetzt, das kann man sich gar nicht vorstellen, die Stimmung war feindselig und ohne Ende verachtend. Das hat sich zum Glück gewandelt, aber die sexuelle Orientierung ist für viele Leute immer noch ein heikles Thema.

Aber selbst in den Neunzigern erlebten Sie noch eine Art Zwangsouting in der „Harald Schmidt Show“.

In der Anfangsphase bei Sat 1 wollte er den Bad Boy geben, um Quote zu machen. Das kann er am besten, indem er nach unten tritt. Schmidt ist kein besonders liberaler Mensch, sondern im Grunde genommen konservativ bis hin zur Homophobie.

Ihr Vater hat erst von Harald Schmidt erfahren, dass Sie lesbisch sind?

Es war vorher unausgesprochen. Mein Vater reagierte aber toll. Er sagte: „Wenn ich den zu fassen kriegen. Das ist ja eine Unverschämtheit. Außerdem hat der sowieso keine Manieren.“ Da habe ich gemerkt, dass er das natürlich auch längst wusste.

In einem Interview nach dieser Sendung bezeichneten Sie sich als bisexuell – um die Kategorie lesbisch abzuschwächen?

Es war beides. Zum einen habe ich überlegt, wie ich mich öffentlich definiere, ich hatte auch ein paar Männerbeziehungen in meinem Leben. Ich bin ein neugieriger Mensch, ich habe in meinem Leben viel ausprobiert, das können Sie mir glauben. Und da habe ich gedacht: Mach mal bi, ist nicht ganz so

schlimm. Es ist nicht gelogen, aber ein bisschen geschmeidiger.

Hätten Sie sich gewünscht, Sie wären vor Schmidt offener damit umgegangen?

Ich bin offen damit umgegangen, ich habe das selbstverständlich gelebt. Anfang der Neunziger zum Beispiel demonstrierten Schwule und Lesben vor den Standesämtern, ich habe am Abend den Kommentar dazu im Landesstudio gemacht. Da war das vollkommen normal. Ich habe versucht, das zwanglos zu leben, das hat aber nicht ganz geklappt.

Sie haben sich dann von Schmidt einladen lassen und ihm gesagt, wie mies Sie das fanden.

Ich habe einen Grundsatz in meinem Leben: Ich möchte nicht als Opfer vom Platz gehen. Da habe ich einfach keinen Bock drauf, auf die typische Frauenrolle. Man darf auch nicht vergessen: Ich bin 1,80 Meter, habe eine klare Stimme und keine Scheu, meine Haltung zu zeigen. Es gibt immer noch viele Männer, die dadurch verunsichert sind.

Sie haben mal gesagt, Ihnen fehlt das Unterwürfigkeitssgen im Umgang mit Männern.

Definitiv.

Spielte das auch eine Rolle, als Sandra Maischberger 2003 statt Ihrer die Nachfolge von Alfred Biolek antrat?

Frau Maischberger ist ja auch kein Mäuschen, das kann man nicht sagen. Aber Frau Maischberger ist hundert Prozent mehr Mädchen als ich.

Und innerhalb der männlichen Hierarchien muss man Mädchen sein?

Ja. 2002 sollte es plötzlich ein Talkformat für mich im Ersten geben, einen Zweiertalk, ich und ein Politiker als Gast, am Mittwochabend. Es gab einen Pilottermin, der Gast war eingekauft: Gregor Gysi. Aber einen Vertrag gab es noch nicht. Ohne jede Vorwarnung las ich dann in der „FAZ“, dass Gabi Bauer die Sendung bekommt. Ein befreundeter Journalist sagte da zu mir: Bettina, wann kapiert du es endlich – so viel Mädchen wirst du nie sein. Es war hart, auch wenn die Sendung, wie wir alle wissen, nicht lange lief.

Anne Will hat es aber als lesbische Frau in die erste Reihe geschafft.

Anne Will ist auch ein paar Jahre jünger als ich. Ich bin mir nicht ►

sicher, ob das so gelaufen wäre, wenn Anne von Anfang an ganz offen gesagt hätte, dass sie mit einer Frau zusammenlebt. Vielleicht schon. Sie ist einfach eine wahnsinnig telegene und kompetente Journalistin.

Sie sind befreundet, haben Sie vorher über das Outing gesprochen?

Man traf sich gelegentlich auf Festen, Karneval, immer schön verkleidet, damit es nicht auffällt. Wir sind in Köln, hallo! Als sie sich dann entschlossen hat, ihre Beziehung öffentlich zu machen, hatte sie schon ihren Status. Aber auch da gilt: Wenn ein Phänotyp Plasberg auf ihrem Sendeplatz gesessen hätte, wäre er sicher nicht wie sie für Günther Jauch verjagt worden.

Hat man es denn als lesbische Frau noch schwerer als als schwuler Mann, weil da noch der Frauenhass dazukommt?

Klar. Wo leben Sie denn?! Die Jungs haben doch eine ganz andere Machtposition. Es gibt viel mehr schwule Männer, die in guten Positionen sitzen, die Einfluss haben, Kohle haben, Macht haben. Das macht einen himmelweiten Unterschied.

Sehen Sie sich in der Pflicht, offen für Toleranz zu kämpfen?

Ich würde mich in erster Linie Feministin nennen und darüber hinaus lesbische Feministin. Ich würde nie zuerst sagen: Ich bin eine Lesbe, auch weil ich Schwierigkeiten mit dem Wort habe. Es klingt so seltsam altmodisch. Ich bin privat sehr engagiert, unterstütze schwule Initiativen und freue mich zum Beispiel auf den Christopher Street Day in diesem Jahr, weil ich zum ersten Mal auf einem Wagen mitfahre.

Sie waren lange Jahre mit einer bekannten deutschen Schauspielerinnen liiert, deren Namen die Presse nicht nennen darf. Warum nicht?

Es lag mir fern, sie zu einem Outing zu überreden. In Köln wussten viele Kollegen von uns, wir sind ausgegangen, und sie hatte keinen Schiss, dazu zu stehen. Aber im Schauspiel ist das einfach nicht ohne. Dort bestimmen viele Männer, und da kann es für eine geoutete Frau mit einer Besetzung schon mal eng werden. Maren Kroymann etwa hat das erlebt.

Wie sehr belastet das Versteckspiel?

Wenn man schon immer mit Frauen zusammengelebt hat, gewöhnt



Die Kölner Kabarettistin Gaby Köster zu Gast bei Böttingers „Kölner Treff“. Das erfolgreiche Talkformat läuft seit 2006 wieder im Westdeutschen Rundfunk

man sich an ein bestimmtes Doppelleben im Kopf. Ich hatte in den 90er Jahren mal eine längere Beziehung mit einer Frau, die vorher mit Männern zusammen war. Die hat sich tierisch darüber aufgeregt, wo man sich überall verbiegen muss. Für mich war das normal, ich hatte das ja verinnerlicht.

Auch heute noch sagen 40 Prozent der Menschen, sie fänden es ekelhaft, wenn sich Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen.

Wir sind weiter als vor 25 Jahren, aber viele haben immer noch Vorurteile im Kopf und denken nicht im Traum daran, Homosexualität als etwas Normales zu akzeptieren. Denken Sie an das Attentat von Orlando. Der Club war ein geschützter Ort, wo man hingehet und froh ist, dass man einmal nicht in der Minderheit ist und einfach machen kann, was man möchte. Verstellung gehört fast zu allen homosexuellen Lebensläufen. Ich hätte mir gewünscht, dass die Bundeskanzlerin anders reagiert, also offen und eindeutig Solidarität mit Schwulen und Lesben bekundet hätte. Aber Frau Merkel muss ja aufpassen, dass sie nicht zu sehr der Mitte zugerechnet wird.

Aber noch mal: Ist man nicht gerade als prominenter Homosexueller in der Pflicht zu zeigen, wie normal das ist? Egal, ob wir jetzt von Schauspielern reden oder von Fußballern.

Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass man sich als aktiver Fußballer outen kann. Was glauben Sie, was auf den Rängen los wäre?

Bei der ersten weiblichen EM-Kommentatorin Claudia Neumann hat allein das Frausein gereicht, um Hass auszulösen. Ein Spieler-Outing wäre keine gute Idee.

Ausgeschlossen, da kannst du ja nicht mehr offen auf die Straße gehen. Um akzeptiert zu werden, braucht man in erster Linie das richtige Umfeld. Familiär, durch Freunde, im Beruf. Dann noch ein großes Selbstbewusstsein und am besten Status. Aber bloß nicht zu selbstbewusst oder gar provokant auftreten. Wir sollen uns eher zurücknehmen und dankbar sein, dass man uns in Ruhe lässt.

Wie haben Sie das ausgehalten?

Der Schlüssel ist ein sehr schlichter: Ich war die Tochter einer alleinerziehenden, sehr kranken Mutter. Da musst du viel abkönnen. Sie hatte sich als späte Kriegsfolge mit Tuberkulose angesteckt, sie war sehr oft auf der Schwelle zum Tod. Als Kind lernte ich, das auszuhalten, abzuwarten und Verantwortung zu übernehmen. Diese Fähigkeit hat mir oft geholfen.

Haben Sie die Anfeindungen rückblickend verbittert?

Meine Karriere ist trotz allem super gelaufen. Und im Moment gucke ich mich ein bisschen verblüfft um. Das neue Format „Ihre Meinung“ läuft unheimlich gut, ich bekomme sehr viel Zuspruch. Dabei bin ich antizyklisch unterwegs. Überall will man verjüngen, aber ich merke mit knapp 60 endlich, wie mir im WDR eine große Wertschätzung entgegen schlägt. Die langen Jahre ohne Lob waren auch eine persönliche Kränkung. Rückblickend hab ich oft die Faust in der Tasche gemacht, war nicht besonders gut drauf, wenn ich abends nach Hause kam. Die Anerkennung tut mir richtig gut.

Das sind sehr weiche und versöhnliche Töne.

Ich hab das Gefühl, wenn man lang genug durchhält und seinen Ansprüchen treu bleibt, kommt irgendwann der Respekt. Deshalb würde ich auch jungen Frauen raten: nicht aufgeben, auch mal Wut runterschlucken. Aber die Haltung nicht verlieren. Das hab ich genauso gemacht. Der Kampf hat sich am Ende gelohnt.

Das Lob kam aber spät. Ist das nicht frustrierend?

Nein. Das ist für mich eine Genugtuung. Ich habe gewonnen. ✨



Vivian Alterauge und Judith Liere (r.) hoffen, dass es das Wort „outen“ bald nicht mehr gibt